

# Die Grösse der Zeit

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747834>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Größe der Zeit.

Zum 3. November 1907.



Jedermann kennt die Schilderung, die der holsteinische Dichter Gustav Frenssen in seinem Roman „Törn Uhl“ von dem Feldzuge 1870/71 entwirft. Törn Uhl, der schweigsame Bauer, ist mit seiner Batterie als Unteroffizier in den Krieg gezogen. Es ist kurz vor der Schlacht bei Gravelotte. Da findet sich folgende Stelle:

Die Batterie hielt am vierzehnten auf einer Anhöhe an einem Kreuzwege. Neben Törn Uhl hielt Hauptmann Gleiser. Da lagen und marschierten Regiment an Regiment, Kanonen und Reiter und endlose Wagenzüge, Mensch an Mensch, bis an die Höhen in dunstiger Ferne.

Da wandte Gleiser sich um: „Uhl, was sagen Sie?“

Törn Uhl starrte hin und sagte nichts.

„Sie Bauer! Das Vaterland, Deutschland reißt sich aus alter Not!“ Er warf das Pferd herum und sagte nichts.

Da sah Törn Uhl noch einmal auf und sah alle die ziehenden Menschen, die alle nach einem Ziele strebten und fühlte die Größe der Zeit.

Die Größe der Zeit!

Wenn an ein Volk die Gefahr herantritt, sich selbst, sein Edelstes und Höchstes, seine in jahrhundertelanger Entwicklung wurzelnde Individualität zu verlieren, wenn das Schicksal mit finstern Gesicht und drohend erhobenem Schwert an der schärfsten Biegung des Weges steht, der zur Freiheit und Unabhängigkeit hinaufführt, wenn feindliche Mächte sich rüsten, um ihm seine Selbständigkeit, die Quelle seiner besten Kraft zu rauben, dann geht es wie ein Schrei durch das ganze Land. Angstvoll tritt die aufgeschreckte Volksseele an den Abgrund, der sich vor ihr auftut, um seine Tiefe zu ermessen. Das Leben des einzelnen nimmt ein ganz anderes Gepräge an, im Rhythmus seines Wesens klingt nur noch ein Ton hell und scharf, und die Gedanken stehen geschlossen um die Frage herum: „Wie wird es werden?“ Wer bis dahin sorglos in die Zukunft hineinjauchzte und an halbwegs steile Fragen kaum hinaussah, wem in den Kleinlichkeiten und Sorgen des Gegenwärtigen und infolge der offiziellen und inoffiziellen Zungengymnastik an unseren Festen und anderswo der Begriff „Vaterland“ zu neun leeren Lauten heruntergesunken ist, der fühlt nun auf einmal wieder die tausend Fäden und Beziehungen, die ihn an seine Heimat ketten und mit seinen Landesgenossen zu einer dem gleichen Schoße entsprungenen, im Handeln, Wollen und Denken eigenen Volkheit verbinden. In diesem Augenblicke fühlt er die Größe der Zeit, wird er sich seiner Verantwortung gegen-

über dem Lande, das ihn geboren, bewußt und manch Einer, der in währender Friedenszeit diese Verantwortung vernachlässigt hat, schlägt sich wohl mit einem *mea culpa* an die Brust, wenn ein schlimmes Ende vorausgesehen wird.

So war es bei uns 1857, so 1870/71, so im Wohlgemutshandel.

Doch „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme“. Wenn der Schrei verklungen, die warnende Kassandrastimme verhallt ist, dann lenkt die große Masse nach und nach wieder um in die alte, breitgetretene Fahrstraße der gemeinen Pflicht. Die Gewohnheit, die alles nivellierende, die nach dem großen Pessimisten Blaise Pascal „est une seconde nature, qui druit la première“ verwischt die Eindrücke, die die drohende Gefahr hinterlassen und bald ist alles wieder in der alten Gleichgültigkeit befangen. Aber die Gewohnheit an und für sich ist noch der Uebel größtes nicht. Sondern daß nun ein jeder nur mehr sich selbst zum Maßstab aller Dinge setzt und danach die Welt beurteilt, daß überall das liebe Ich sich vordrängt und über den eigenen kleinen, sehr oft jämmerlich kleinen Interessen, die Interessen des großen Ganzen, der Allgemeinheit überhaupt nicht mehr sieht und an die Lehre, die der kluge Menenius Agrippa den Brutusenkeln in seiner Fabel vom Magen und den rebellischen Gliedern gab, kaum mehr denkt. In solchen Zeiten blühet das Bierphilisterium wie nie, die Weltverbesserer steigen namentlich an Feiertagen zu Duzenden aus den Versenkungen, in die sie sich, als es Taten nicht Worte galt, eilig geflucht hatten, herauf und am „Altar des Vaterlandes“ ist der Schutzenfestredner oberster Priester. Gewiß, man kann sich ja irren, man kann das Große klein und das Kleine groß sehen und das tapfere Wort von Catilinas und Mark Antons berühmtem Gegner „*Cuiusvis hominis est errare*“ soll keineswegs vergessen sein. Wer aber ehrlich über diese Dinge nachdenkt, der muß zur Einsicht kommen, daß, wenn ein Staat bestehen soll, der einzelne sich ihm unterordnen muß, daß es Pflicht jedes wahren Patrioten ist, ihm nicht mit Phrasen, sondern mit Taten zu helfen gerüstet zu sein, damit er, wenn die Stunde der Gefahr kommt, dieser auch begegnen kann.

Als der in Worten so große und im Handeln so schwache Hamlet durch sein feiges Zaudern und Schwanken zu keinem festen Entschlusse kommen konnte und zuletzt jämmerlich daran zugrunde ging, da dämmerte ihm durch das Dunkel seiner von des Gedankens Blässe angekrankelten weltchwachen Philosophie als seiner Weisheit letzter Schluß die Erkenntnis: „In Bereitschaft sein, ist alles!“ Selten ist ein wahreres Wort ausgesprochen worden, selten auch ein größeres, aber auch selten ist einer Wahrheit weniger nachgelebt und ihre Nichtbeachtung so bitter gebührt worden wie hier. Preußen hat es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts,

Frankreich 1870/71, Rußland erst vor wenig Jahren erfahren müssen. Mit ungeheuren Opfern an Geld und Menschen, mit Strömen von Blut ist diese Nichtbeachtung bezahlt worden. Wer denkt nicht schauernd an die Lehren, die auch für uns sich daraus ergeben und wer — vergißt sie nicht allzuleicht, wenn der liebe Egoismus, die verletzte Eitelkeit, die persönlichen Verstimmungen dabei in Frage kommen? Wer belügt sich da nicht gerne oder läßt sich gerne belügen, durch allerlei an den Haaren herbeigezogene Argumente, durch Hirtenflöten und Friedensschalmeien? Wer aber der ewigen Lehrmeisterin der Völker, der Weltgeschichte, etwas in das ernste Antlitz sieht, dem fehlt auch ohne die Haager Konferenz zu solcher Botschaft der Glaube und wie Faust in der Ostersnacht wagt er nicht zu jenen Sphären zu streben, woher die holde Nachricht tönt. Da hält er lieber in Erinnerung an das Wort des Shakespeareschen Cunctators seine Waffen scharf und sein Pulver trocken. „In Bereitschaft sein, ist alles!“ Sind wir's? Noch nicht! Am 3. November wird es sich weisen, ob wir es sein wollen, ob das Schweizervolk noch Zusammengehörigkeitsgefühl und Liebe zu seiner Heimat genug hat, um seine ruhmvolle Vergangenheit nicht gleichgültig aufs Spiel zu setzen. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Vielleicht denkt der eine oder der andere daran.

J. D. Schmid.

